**Mißverständniß.**

Corpulenter Sommerfrischler (der sich wiegen lassen will): „Na, erlauben Sie 'mal, zur Viehwage! Darauf kann ich mich doch unmöglich wiegen lassen!"

Bauer: „O, 's geht schon, auf der wiegen wir ja die größten Ochsen!"

**Allerdings.**

„...Geben Sie denn Ihrer Frau zum Abschied nicht einen Kuß?"

„Freilich — es ist aber etwas umständlich!"

— Einfalt. Bäuerin (beim Photographen): „I möcht mir gern a Photographie von mein'm Seligen macha laff'n!" Photograph: „Haben Sie ein Bild von ihm mitgebracht?" Bäuerin: „Na, aber sein' Militärpaß — da sieht's eh ganz g'nau drin, wie er ausg'schaut hat!"

**Ehrgeizig.**

Vertheidiger: „Diesmal habe ich Sie glücklich freigekriegt, Huber!"

Angeklagter: „Ich bin aber auch wirklich unschuldig!"

Vertheidiger: „Oho!"

— Ein bestrafter Belohner. „Sie haben schon einmal eine Dame aus dem Wasser gezogen? Erhielten Sie da nicht eine Belohnung?" Pantoffelheld (mit einem Blick auf seine Frau): „Leider — ja!"

**Die Hauptsache fehlt.**

Direktor (einer Aktienbrauerei): „Na, Herr Malzler, Sie sind doch Bayer; was halten Sie von unserem selbstgebrauten Münchener?"

Malzler: „Naß is's, kalt is's, braun is's aa, aber kein Bier ist's net!"

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier (beim Marschiren zu einem Rekruten): Sie wollen Schauspieler sein? Sie können ja nicht einmal richtig auftreten!

**Arg zerstreut.**

Professor: „Zum Donner, drei Löcher im Billardtuch, was ist denn das?"

Kellnerin: „Aber, Herr Professor, Sie spielen ja mit Ihrem Bergstock!"

— Nutzlos. Gauner: Neulich hab' ich mal einen andern Lebenswandel angefangen, aber was nutzt mir's denn? Am dritten Tag war ich halt auch wieder eingesperrt!

— Belehrung. Gatte (bei Tisch): Das Huhn ist alt wie Methusalem, Erna! Eine gute Hausfrau muß das sehen beim Einkauf! Junge Gattin: Hugo, man fragt beim weiblichen Geschlecht nicht nach dem Alter!

**Beim Wohlthätigkeitsfest.**

Dame: „20 Mark für einen Kuß ist Ihnen wohl etwas zu viel, Herr Graf?"

Graf: „Nicht im geringsten, gnädiges Fräulein!... Wenn Sie meine Gemahlin wären, müßte ich für den Kuß vielleicht die Kosten einer Badereise nach Ostende tragen...!"

— Lieb. Frau A.: Ihr Mann muß bei seinem Husten und seiner Erkältung doch schrecklich leiden. Frau B.: Ja, das sicher; aber Sie glauben nicht, wie sich das Kind darüber amüsirt.

**Gutes Geschäft.**

Herr: „Und von dem Ertrag dieses kleinen Schokoladengeschäfts denken Sie leben zu können, Fräulein Ella?"

Fräulein Ella: „Aber ich bitte Sie — Schokolade ist doch so nahrhaft."

— Durch die Blume. Unteroffizier (zu dem in Urlaub gehenden Rekruten): „Wohl 'n schönes Stück Erde, wo Sie her sind, Huber?" Rekrut: „O ja, Herr Unteroffizier!" — „Viehzucht — Schweinezucht?" — „Bedeutend!" — „Wissen Sie was, Huber, Sie können mir 'mal 'n paar Ansichten von der Gegend dort mitbringen!"

**Erkennt ihn.**

„Was wollt denn Ihre Frau?"

„Ich hatte den Hausschlüssel vergessen."

„—Abzugeben?!"

— Kindliche Logik. Tante: „Nicht so lustig, Käthchen, wir haben ja Halbtrauer." Käthchen: „Wer ist denn bei Euch halbtodt?"

— Nothwendig. Koch: Wollen Majestät den Autler sofort verspeisen? Kannibalenhäuptling: Bewahre, der muß erst einige Tage auslüften!

## Eifersucht.

Skizze von Franz Warnow.

Ja, mein lieber Eduard, das alles ist in der That sehr unangenehm und sehr fatal. Aber — beruhigen wir uns! Die Sache wird schon wieder in's richtige Geleise kommen. Mathilde wird schließlich Vernunft annehmen und ihre Unart ablegen. Verlassen Sie sich darauf! Ich werde ein sehr ernstes Wort mit ihr reden.

Der Professor der Kunstgeschichte Benjamin Kirch war ein prächtiger alter Herr. Seine frischen, lebhaften und zugleich geistvollen Züge verriethen heiteren und lebensfrohen Sinn; die Augen blickten klug und schelmisch, und in überreicher Fülle schmückte das silbergraue Haupthaar die hohe, weiße Stirn.

Der Professor war Wittwer. Seine einzige Tochter, Mathilde, war die Braut des höchst talentvollen und trotz seines jugendlichen Alters von achtundzwanzig Jahren bereits rühmlichst bekannten Landschaftsmalers Eduard von Finken, der ihm jetzt gegenübersaß.

Die beiden Herren zogen sich in das Rauchzimmer zurück, wo dämmerndes Zwielicht und tiefe Stille zu behaglicher Siesta einluden. Sie schlürften den Mokka und die „kine Champagne", und ihre Upmanns füllten den Raum mit aromatischem Gewölk.

Ja — Mathilde, begann der Professor wieder, nach einem tiefen Seufzer. Ein schweres Unglück war es für sie, daß ihre Mutter so früh starb. Anderseits — nun, meine Frau, selbst durch ihr großes Vermögen verwöhnt, verwöhnte auch ihr Kind in jeder Hinsicht. So ist Mathilde leider ein Spielball ihrer Launen und ihres Eigensinns geworden. Aber ihr Herz ist gut.

Das ist es. Das weiß ich ja, bestätigte der Bräutigam. Aber ihre Eifersucht — diese unerträgliche Eifersucht nimmt täglich zu. Oder ist diese Eifersucht vielleicht krankhaft — das Zeichen einer Krankheit des Gemüths, der Seele?

Eifersucht, versetzte der Professor, ist immer krankhaft. Sie ist eigentlich eine Krankheit der Phantasie.

In diesem Augenblick betrat Fräulein Mathilde Kirch das Zimmer. Sie war eine in ihrer Eigenart fesselnde Erscheinung: — blaß — nervös — ungemein große, tiefe Augen — pechschwarz, mit blitzartigem Aufleuchten — dennoch trotz allem und allem — etwas Gewinnendes in der klangreichen Sprache — etwas ungemein Anziehendes in dem natürlichen laisser-aller der Haltung.

Nun, Ihr malt wohl wieder den Teufel an die Wand, fragte Fräulein Mathilde. Oder irgend eine Hexe?

Die Hexe willst du wohl sein? scherzte der Vater.

Ich. Natürlich. Wer sonst? — Und das junge Mädchen wandte sich an den Bräutigam:

Wie geht es Fräulein Agnes Somstädt? Finken runzelte die Stirn: Liebe Mathilde, was soll denn diese Frage wieder. Laß doch endlich solche Anspielungen! Es ist wirklich unerträglich.

Fräulein Mathilde erschrak. Sie versuchte ein gekünsteltes Lachen und verschwand dann wieder aus dem Zimmer.

Professor Kirch und Eduard von Finken verharrten lange in ungemüthlichem Schweigen.

Dann erklärte der junge Maler: Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich sagte, die Absicht, auf ein paar Monate nach Rom zu gehen. Sie wissen, es ist das gewissermaßen nothwendig für mich geworden — in mancher Hinsicht — in jeder Hinsicht.

Ja, ja, versetzte der Professor nachdenklich. Ich kann Ihnen nur recht geben, Eduard. Reisen Sie. Ich glaube auch, daß — außer für Ihre Kunst — eine kurze Trennung von Mathilde auch für Ihr Verhältniß zu ihr nur gut und nützlich sein kann: während dieser Trennung wird Mathilde sicherlich einsehen, daß sie ihr Benehmen ändern muß. Sie wird ohne Zweifel zur Erkenntniß ihrer Fehler kommen. Ich glaube, daß Ihre Reise für alle Betheiligten das Beste sein wird.

* * *

In Rom, auf dem Monte Pincio, wogte die Menge der Spaziergänger auf und ab. Fremde und Einheimische, Militär und Civil, die farbenprächtigen Jünger des Priesterthums, die eleganten Toiletten des weiblichen Highlife — alles war vertreten in dem reichen Durcheinander dieses kosmopolitischen Stelldicheins. Und der Blick fiel auf das im sonnigsten Abendglanz getauchte Panorama der ewigen Stadt — des alten und des neuen Roms — mit seiner geschichtlichen Gedankenwelt — oder auch auf die tief liegenden, schon in dunklere Schatten gehüllten Gärten der Villa Borghese. Milde, laue Luft wehte durch die kunstvollen Anlagen, unter den immergrünen Bäumen, Gewächsen und Palmen — ein herrlicher italienischer Wintertag.

Auch Eduard von Finken befand sich unter den Lustwandelnden. Er gab sich ganz den Eindrücken der reizvollen Umgebung und dem Zauber dieser südlichen Farbensinphonien hin. Es war für ihn eine Stunde wahrhaft künstlerischer Andacht. Da stieß er auf eine deutsche Gesellschaft, deren Bekanntschaft er in einem Gasthofe gemacht hatte. Man begrüßte sich lebhaft und setzte den Spaziergang gemeinschaftlich fort. Dann kehrte man in das nahegelegene Hotel zurück — an der Piazza di Spagna — als die Zeit des Diners heranrückte.

Hier fand Eduard von Finken einen Brief von seiner Braut vor. Mathilde schrieb in ihrer hastigen, flüchtigen Weise wieder einmal über alles Mögliche und Unmögliche. Und zuletzt — ganz zuletzt — hieß es in dem Briefe: Ich kann nicht unerwähnt lassen, was mir Anna Ellers, deren Schwester ja seit Jahren in Rom weilt, heute mitgetheilt hat: Du bist da ja der unzertrennliche Begleiter einer jungen Französin — Mademoiselle de Castaing — wenn ich nicht irre —, die Malerin und eine höchst sonderbare Dame sein soll. Sie soll einen Mord auf dem Gewissen haben. Es kann mir natürlich nicht gleichgültig sein, derartiges zu erfahren. Und ich warne Dich hiermit.

Eduard von Finken schüttelte den Kopf. Er kannte weder die Schwester des Fräulein Anna Ellers, der Freundin seiner Braut, noch die junge Französin. Er hatte ein durchaus reines Gewissen. Er hatte bisher in Rom nur seiner Kunst gelebt und dem, was mit ihr zusammenhing. Und eine unwillige Stimmung bemächtigte sich des jungen Mannes. Seine vorhin so heitere und glückliche Stimmung war dahin. Aber fast wider Willen beschäftigte sich seine Phantasie mit der räthselhaften Französin. Sie war Malerin, also Collegin, hatte einen Mord auf dem Gewissen und verkehrte doch in der guten Gesellschaft? Sollte er ihr nicht doch schon einmal begegnet sein? Da man ihn mit der Dame in's Gerede gebracht, so war es jedenfalls wünschenswerth, Näheres über sie zu erfahren.

An der Gastafel ging es lebhaft und fröhlich zu. Alle Sprachen wirrten und schwirrten durcheinander. Man tauschte seine Gedanken aus über die Eindrücke des Tages. Man pries die Herrlichkeiten des Vatikans, der Kunstsammlungen und Kirchen des Forums, der modernen und antiken Welt.

Finkens Tischnachbarin war auch heute eine gesprächige ältere deutsche Dame, die Rom durch längeren Aufenthalt genau kannte, ihr Interesse aber hauptsächlich dem Persönlichen zuwandte. Sie war in der glücklichen Lage — oder glaubte es zu sein —, über alle, zumal über die regelmäßigen Gäste des Hotels, die erschöpfendste Auskunft zu geben.

Kennen Sie zufällig eine französische Dame, Fräulein de Castaing? fragte Finken.

Aber gewiß, entgegnete die Gefragte. Dort drüben sitzt sie ja. Sie selbst haben sich hier ja neulich mit ihr unterhalten.

Der etwas kurzsichtige Finken nahm seinen Kneifer und musterte die bezeichnete Dame. In der That: er erinnerte sich jetzt, daß sie kürzlich einmal seine Tischnachbarin war und daß er, ohne ihr vorgestellt zu sein, ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte. Ein ihn in hohem Grade fesselndes Gespräch mit seinem Gegenüber hatte ihn damals ganz in Anspruch genommen.

Mademoiselle de Castaing, erklärte die redselige deutsche Dame weiter, ist sozusagen ein Unikum. Sie ist eine Künstlerin ersten Ranges. Sie ist zugleich eine Heldin und eine Mörderin. Ihr Schicksal ist überaus tragisch.

Wie so denn das? fragte Finken, der sich wunderte, die Andeutung seiner Braut bestätigt zu finden.

Mademoiselle de Castaing lebte mit ihrer alten Mutter in bescheidenen aber geordneten Verhältnissen. Sie hatte einen Bruder, einen durch Spiel und Trunk gänzlich verkommenen Menschen. Dieser drang eines Tages in die Wohnung der Mutter und Schwester und bedrohte beide mit einem Revolver. Fräulein de Castaing entriß mit seltener Geistergegenwart und übermenschlicher Anstrengung dem Bruder die Waffe, und als dieser nun einen Dolch oder ein Messer zog und über die Mutter herfiel, gab Fräulein de Castaing einen verhängnißvollen Schuß aus der Waffe ab: der Bruder brach, in's Herz getroffen, todt zusammen.

Eduard von Finken beschäftigte dieser Bericht mehr, als er sich selbst zugeben wollte. Immer wieder in den nächsten Tagen ertappte er sich auf dem an Theilnahme grenzenden Verlangen, sich der jungen Französin zu nähern. An der Wirthstafel gab sich bald Gelegenheit, die Bekanntschaft zu erneuern. Finken machte die Entdeckung, daß sich mit Mademoiselle de Castaing nicht nur gut plaudern ließ, sondern daß in der Kunst ihre Auffassungen mit den seinigen durchaus harmonirten. Und so spannen sich zwischen den beiden im täglichen Verkehr Beziehungen hin- und herüber an, die sich auf eine gegenseitige Sympathie gründeten und die, wie Finken wohl merkte, ihm auf die Dauer gefährlich werden konnten.

Wochen und Monate vergingen, und in der ewigen Stadt erschien der Lenz mit dem vollen, blendenden Glanz und der ganzen heiteren Pracht des südlichen Himmels. Auf dem Pincio blühten und dufteten die bunten Kinder der römischen Flora, und die Baumriesen der Villa Borghese schmückten sich mit frischem Grün.

Da empfing Eduard von Finken wieder einen Brief von Mathilde: Lieber Eduard! Eine große Wandlung hat sich in mir vollzogen. Ich bin plötzlich eine ganz andere — bessere geworden. Das darf ich mit gutem Gewissen sagen. Hör' mich an: Mein Vetter und Spielkamerad, Fritz Antorf, schwor mir einst, als Junge von fünfzehn Jahren, ewige Liebe und Treue. Seitdem sah ich ihn nicht wieder. Nun, nach zwölf Jahren, ist er zurückgekommen, nach einer wildbewegten Zeit im Auslande. Er erfuhr hier, daß ich Deine Braut bin. Nichtsdestoweniger suchte er sich mir zu nähern. Er wiederholte seine kindischen und kindlichen Schwüre. Er behauptete, mich wahnsinnig zu lieben. Er verfolgte mich täglich, stündlich mit seinem aufdringlichen Gebahren, mit seiner stürmischen Eifersucht. Ja, jetzt erkannte ich, wie furchtbar, wie grausam, wie unerträglich solche Eifersucht sein kann. Jetzt, da ich die Eifersucht in ihrer ganzen eigennützigen Häßlichkeit sah, begriff ich, zu einer wie schrecklichen Qual sie werden kann. Ich stieß Fritz Antorf mit wirklichem, echtem, tiefem Entsetzen zurück. Durch seine Eifersucht war er für mich plötzlich zu einem Scheusal geworden. Ich hasse ihn jetzt. Ich verachte ihn. —Lieber, lieber Eduard, verzeihe mir! Nie — nie will ich Dich wieder mit meiner Eifersucht belästigen und quälen! Das schwöre ich Dir. — Verzeihe mir! Sei mir wieder gut! Und kehre bald — recht bald zu mir zurück!

Eduard von Finken las diesen Brief mit sehr gemischten Gefühlen. Er hatte sich in eine andere, neue Welt des Denkens und Empfindens hineingelebt. Die Heimath und was seiner dort wartete, war ihm entfremdet. Die Fremde begann ihm zur Heimath zu werden. In solcher Stimmung war ihm Mathilde Kirch nicht mehr die Braut seines Herzens. In dieses zog eine andere ein — eine andere, auf die Mathilde selbst ihn hingewiesen hatte.

Aber Eduard von Finken fand nicht den Muth, sich selbst und denen daheim diesen Wechsel in seinen Empfindungen zu gestehen. Er fand vor allem nicht den Muth, seinem prächtigen Freund und Gönner, dem Professor, zu sagen: Ich liebe Ihre Tochter nicht mehr. Ich will und muß mein Verlöbniß mit ihr auflösen und brechen. Es schnitt ihm durch's Herz, wenn er daran dachte. Und es gab auch Augenblicke — trotz allem und allem — in denen sich seine Gefühle und Gedanken wieder der Heimath und den Menschen daheim zuwandten. In solchen Augenblicken erschien ihm alles Fremde gewissermaßen unnatürlich, unheimlich, nicht für ihn bestimmt — als etwas, von dem er Hand und Herz lassen müsse.

Und wieder vergingen Wochen und Wochen. Da erhielt Eduard von Finken vom Professor Benjamin Kirch folgendes Schreiben: Lieber Eduard! Es wird mir schwer, Ihnen etwas mitzutheilen, das mir die Seele verwundet: Zwischen Mathilde und ihrem Vetter Fritz Antorf scheint sich nach anfänglichen Widersprüchen und sogar Feindseligkeiten ein Einverständniß zu bilden, wenn nicht gar schon eine entente cordiale. Fritz Antorf, obgleich mein eigener Neffe, ist mir im hohen Grade unsympatisch: er hat weder Charakter noch Gemüth. Er denkt nur an sich und sein materielles Interesse. Alles andere ist ihm nebensächlich. — Kommen Sie, Eduard! Kommen Sie schnell zu uns, um großes Unglück zu verhüten! Kommen Sie, ehe es für immer zu spät ist!

Als Eduard von Finken diesen Brief gelesen und durchdacht hatte, unternahm er den allabendlichen Spaziergang auf dem Monte Pincio. Und wieder färbte die niedergehende Sonne mit gelben und rothen und violetten Tönen die Stätte menschlichen Werdens, Seins und Vergehens — das ewige Rom. Aber Eduard von Finken hatte heute keinen Sinn für die majestätische Schönheit seiner Umgebung. Sein Innerstes war in Aufruhr; seine Eitelkeit, sein Stolz waren verletzt: Wie? Mathilde wollte ihn jetzt zurückstoßen, ihm den faden, nichtssagenden Fritz Antorf vorziehen — einen Menschen ohne jeden Kern und Inhalt? So tief wollte sie ihn demüthigen? Das sollte er, der freie, hochbegabte, schon ruhmgekrönte Künstler sich bieten lassen? Er sollte nicht mehr befehlen und entscheiden in dieser Sache des Herzens und Geistes — in der doch allein schon seinem geistigen Werthe, seiner geistigen Ueberlegenheit unbedingt der Vorrang und die Herrschaft gebührten?! Da sollte er dem ersten besten weichen — sich zurückziehen, verstoßen, besiegt, geschlagen?!

Ein nagender Unwille, eine Art Empörung des ästhetischen und feelischen Rechtsgefühls bemächtigte sich seiner. So glaubte er wenigstens. Er ballte die Faust und stieß einen höchst unkünstlerischen Fluch aus. —

Drei Tage später war Eduard von Finken wieder daheim. Und drei Wochen später waren er und Mathilde Kirch ein Paar. Ein glückliches oder ein unglückliches? Wer will's sagen?

**Auskunft.**

Bauer: „Wo der nächste Weg zum Friedhof ist, willst wissen? — Da brauchst nur auf d' Jochwand 'naufz'steigen, dann fallst direkt drauf 'runter!"

— Im Seebade. „Sie scherzen wohl, gnädige Frau! Sie, mit Ihrem blühenden Aussehen, wären aus Gesundheitsrücksichten hier?" — „Nun ja — ohne Badereise kann ich nicht leben!"

— Die Hauptsache. „So, das Stadtverordneten-Kollegium hat die Anlegung eines Volksparks beschlossen; werden denn Vorbereitungen getroffen?" — „Ja, die Warnungstafeln sind bereits bestellt!"

— Inserat. Aus Anlaß der Eingemeindung von Höckerfeld nach Buckelbach im „Rothen Ochsen" heute: Letzte fidele Dorfmehlsuppe. Morgen: Erstes großes städtisches Schlachtfest!

— Umschreibung. „Weshalb haben Sie denn nur Emailgeschirr in der Küche?" „Ach wissen Sie, mein Mann und ich, wir reden gern etwas lebhaft — und in Porzellan kommt uns das zu theuer!"

**Schlau.**

Käufer: „Ich möchte gern zwei Würste. Gute brauchen es nicht zu sein, ich will sie nämlich stückweis an Bettler verschenken — (nachdem die Frau die minderwerthigen ausgesucht und abseits gelegt:) — na, da nehm' ich mir zwei von den anderen!"

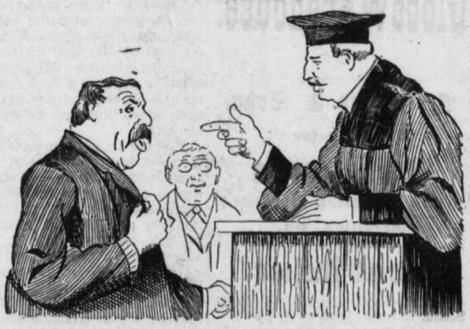
— Der neue Tannhäuser. Fräulein (zum Leutnant in Civil): Das ist der Hörselberg, Herr Leutnant, wo Frau Venus, die Unwiderstehliche, haust. Leutnant: Soll mal antreten, wenn sie Kürzeren ziehen will!

— Aus einer Petition. Die alle fünf Minuten durch unsere Straße sausenden Auto-Omnibusse haben mit ihrem Gestank fast alle Ladenvermiether vertrieben, ja, heute haben sich sogar die beiden Käshändler fortgemacht!

— Trost. (angeheitert in später Nacht nach Hause kommend): Du hast noch Licht, Klärchen? Frau: Ja, ich erschrecke immer so, wenn du im Finstern hereinkommst! Mann: Na, warte nur, Schatz, bald geht die Sonne nun wieder früher auf!

— Ein Weinkenner. Richter: Es liegt der Verdacht vor, daß Sie, außer dem zugestandenen Einbruch bei dem Weinhändler, auch den früheren bei ihm ausgeführt haben! Angeklagter: Bitte sehr, Herr Richter, diesen Wein stiehlt man nur einmal!

**Verschärfte Beleidigung.**



„Ihr Freund hat Sie im Rausch ein „Kameel" geheißen, deshalb brauchen Sie sich doch nicht so aufzuregen!"

„Erlauben Sie, Herr Richter, er kann mich meinetwegen zehnmal einen Hanswurst schimpfen, aber auch nicht einmal ein „Kamel". Das sauft wochenlang nichts, ich trink' aber jeden Tag meine zehn Maß Bier!"

— Ungerechte Eintheilung. Wamperl (im Begriffe, dem Hund den Maulkorb anzulegen): „So a Ungerechtigkeit! Mei' Alte is bissig, und der brave Schnauzl muß den Maulkorb trag'n!"

— Fürsorglich. Sie wollen Ihren Sohn Johann, Friedrich, Woldemar, Oskar, Eusebius, Nepomuk nennen? Wozu denn dies Alles?" — „Ja, sehen Sie, Vermögen wird der Junge von mir nicht erben, und da will ich ihm wenigstens 'nen großen Namen hinterlassen."

— Zu höflich. „Ja, kennen Sie mich denn?" — „Jawohl, ich habe doch schon telephonisch das Vergnügen gehabt."

— Abergläubisch. Michel (beim Essen): Na, dös thu' i net, mit dreizehn Knödeln hör i nu net auf, oans muß halt no nunter, und wan i glei platz'!

— Der Küchen-Othello. „Aber Marie, wo ist denn der Schlüssel zur Speisekammer?" — „Den hat mein Schatz gestern Abend eingesteckt, er ist so sehr eifersüchtig."

**Unbegreiflich.**

Münchner (nachdem er sein Vis-a-vis längere Zeit kopfschüttelnd betrachtet hat): „Der Arzt hat Ihnen wohl 's Bier verboten?"

Fremder: „Kein Gedanke!"

Münchner: „Ja warum trinken S' denn nacha keins??"